

## FÜR WEN SIND WIR DA?

Julien Chapuis

Das Bode-Museum an der Spitze der Berliner Museumsinsel wurde nach einer mehrjährigen Sanierung 2006 feierlich wiedereröffnet. Es enthält eine der wichtigsten Skulpturensammlungen weltweit, mit Werke von der Spätantike bis ins frühe 19. Jahrhundert.

Über die Hälfte der ausgestellten Kunstwerke hat eine christliche Thematik, die für viele unzugänglich ist. Dies und die palastähnliche Anmutung des Hauses bewirken, dass insbesondere Jugendliche sich hier nicht willkommen fühlen. Die instinktive Reaktion von vielen ist: „Was habe ich hier zu suchen?“

Warum soll ein traditionsreiches Museum wie das Bode-Museum, ein Museum, das erst vor neun Jahren wiedereröffnet wurde, sich überhaupt anstrengen, jüngere Generationen anzusprechen?

Der erste Grund ist pragmatischer Art und hat mit dem Überleben der Institution zu tun. Museen stehen am Scheideweg. Entweder gelingt es ihnen, Jugendliche zu begeistern und für sie relevant zu werden, oder ihnen droht die Schließung. Im Hinblick auf sinkende Besucherzahlen wird die Gesellschaft – auch in Deutschland – allmählich hinterfragen, warum so viele öffentliche Gelder Institutionen zufließen, die nur von einem Bruchteil der Bevölkerung wahrgenommen werden. Diese Entwicklung ist bereits in mehreren europäischen Ländern, wie Großbritannien, den Niederlanden und Österreich, weit fortgeschritten, und finanzielle Mittel werden nach der empfundenen gesellschaftlichen Relevanz an die jeweiligen Institutionen verteilt.

Der zweite Grund ist idealistischer Art und kann mit einem Satz zusammengefasst werden: Umgang mit Kunst bereichert das Leben. Museen sind Orte, in denen man sich wiedererkennt, über die Vergangenheit und die Gegenwart nachdenkt, etwas über fremde Zeiten und Kulturen erfährt, und spüren kann, dass selbst ein Individuum im Berlin des 21. Jahrhunderts Gemeinsamkeiten und Verbindungen mit diversen Kulturen und Epochen hat. Die Objekte im Bode-Museum stammen aus verschiedenen Gegenden Europas und des Mittelmeerraums. Sie umspannen ein Zeitfenster von 15 Jahrhunderten und umfassen das gesamte Spektrum an menschlichen Erfahrungen, Hoffnungen, Ängsten, Bedürfnissen und Begierden. Außerdem verdeutlichen sie, dass es durch die Geschichte und über Kulturgrenzen hinweg Konstanten gibt. Ein Kugelspiel des 6. Jahrhunderts aus dem Hippodrom in Konstantinopel veranschaulicht, dass in der Antike, wie heute, Spielsucht das Überleben einer Familie bedrohen konnte. Liest man die Bibel oder Shakespeare, wird offensichtlich, welch traumatisches Ereignis der Tod eines Kindes ist – unabhängig von dem Jahrhundert oder der Kultur. Ebenso zeigt eine Pietà aus dem 15. Jahrhundert erstaunliche Parallelen zu Bildern aus der jüngeren Berichterstattung über die Krisengebiete im Nahen Osten, in denen Eltern um ihre toten Kinder trauern. Eine gotische Schutzmantelmadonna aus Süddeutschland regt zu einer Diskussion über das universelle Bedürfnis nach Schutz und Geborgenheit an, aber auch über Ängste und vermeintliche Gefahren. Die leichtfüßige Tänzerin von Canova erinnert uns an Zeiten, in denen wir uns sorglos und frei fühlen. Mit anderen Worten: Die Sammlungen des Bode-Museums eignen sich hervorragend als Ausgangspunkt für Reflektionen, Gespräche, Interventionen und Veranstaltungen zu Themen, die für Jugendliche hochrelevant sind, und die von ihnen mitgestaltet werden.

Verschiedene Projekte der letzten Jahre haben gezeigt, dass Jugendliche sich sehr wohl für die Inhalte des Bode-Museums interessieren können, und sogar, dass eine emotionale Bindung ihrerseits möglich ist. Im April dieses Jahres haben 1000 Schüler die Museumsinsel erobert. Im Jahr 2013 erklärten zwei Schulen aus einer Großwohnsiedlung das Bode-Museum zu ihrem „Haus-Museum“ erklärt. Ein Jahr zuvor haben zwei Schulgruppen aus dem Wedding und aus Weißensee die Sammlungen des Museums durch das Prisma ihrer Gefühle erkundet – vielen von Ihnen waren Moslime, die trotzdem Zugang zu den Christlichen Werke in der Ausstellung gefunden.

Voraussetzung für den Erfolg dieser Projekte war, dass es sich um eine wiederholte Aktivität innerhalb des Museums handelte und nicht nur um eine einmalige „Führung“ im traditionellen Sinn. Die Wahrnehmungen und Empfindungen der Jugendlichen wurden ernst genommen, und ihre Arbeit durch Performances, Aktionen, und Ausstellungen im Museum selbst sichtbar gemacht und anerkannt. Jedes Mal hat das Museum die Familien und Freunde der Teilnehmer zu einem Festakt eingeladen. Die Jugendlichen haben durch das Museum geführt und wurden so zu „Experten“ innerhalb der Familie und des Freundeskreises.

Ganz gleich, ob Schüler sich in einer choreografischen Performance in die Statuen des Bode-Museums verwandelten, ob sie das Verhältnis von Licht und Schatten auf Skulpturen fotografisch untersuchten und ihre Arbeit ausstellten, oder ob sie die Kunstwerke zum Ausgangspunkt neuer Erzählungen machten: Ihre Aktivitäten erlaubten eine neue Sicht auf das Museum und seine Sammlungen, und diese Sicht war nicht die der Institution, sondern die eines Teils ihres Publikums. Die Arbeit der Jugendlichen wurde in den prachtvollen Räumen des Museums vor Familien und Freunden gewürdigt, was ihr Ansehen steigerte. Das Bode-Museum wurde für Schüler und ihre Familien zu einem wertschöpfenden Ort. Die meisten von ihnen waren nie zuvor hier gewesen. Empfanden sie den Ort zuerst als „befremdend“; so fühlten sie sich nun dem Haus verbunden.

Das Axiom könnte lauten: Eine rein affirmative Vermittlung führt zur Entfremdung und Ausgrenzung; umgekehrt ermöglicht eine partizipative Vermittlungsarbeit eine Identifizierung mit dem Museum, auch bei Zielgruppen wie Jugendlichen, die vorher kaum im Museum vertreten waren. Wir müssen als Museum bereit sein, hier und dort die Deutungshoheit anderen zu überlassen und die eigene Institution durch ihre Augen zu sehen.